

Zukunftsplattform Obergurgl
Präsentation des FSP „Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte“
und seiner FZ

19. November 2015, 17:50–18:55 Uhr

Timo Heimerdinger: Einleitung

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

wissen Sie eigentlich, was eine Dirndlmoschee ist? Das ist ein „traditionelles österreichisches Dirndlkleid, dessen Kittel sich in einen Gebetsteppich für drei Personen entfalten und aufklappen lässt“, so die in Bosnien geborene Österreicherin Azra Aksamija, eine Architekturprofessorin und Performance-Künstlerin. Sie führt uns ihre Erfindung in diesem kurzen, gut einminütigen Filmausschnitt vor.

Trachtige Kleidung – hier: das Dirndl – und Kopftuch sind keine miteinander unvereinbare Komponenten. Ganz im Gegenteil: die Dirndlmoschee ist ein Hybrid, so Aksamija. Einerseits reagiere sie auf ihre – Aksamijas – Kultur und Ursprünge, andererseits aber auch auf die kulturellen Gegebenheiten im Salzkammergut.

Auch diese beiden jungen Damen aus Othmar Schmideres Film „Stoff der Heimat“ zeigen die Kombinierbarkeit von Dirndlbluse und Hidschab: ästhetisch wie habituell.

Sie können sich sicherlich vorstellen, dass derartige Bilder im öffentlichen und politischen Raum nicht unwidersprochen bleiben. Nicht umsonst befindet sich Frau Aksamija im Dauerstreit mit einer bekannten rechtspopulistischen österreichischen Partei. Kulturelle Vielfalt und ein spielerischer Umgang mit unterschiedlichen Elementen provoziert offenbar manche Zeitgenossen. Die Beschäftigung mit gesellschaftlicher Pluralität, ihrer Entstehung und ihrem Wandel ist – wenn ich das so sagen darf – das Kerngeschäft unseres Forschungsschwerpunktes „Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte“ und der hier beteiligten geistes- kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen.

Wir möchten Ihnen in der kommenden dreiviertel Stunde einen möglichst breiten und anschaulichen Einblick in unsere Arbeit geben. Dazu erlauben wir uns, den angekündigten Ablauf etwas zu variieren, wir gestalten unsere Präsentation gemeinsam, doch alle Forschungszentren werden einzeln zu Wort kommen und ich werde die Teile ein wenig miteinander verbinden.

Die Verbindung zwischen diesem Bild und unserer Arbeit ist offensichtlich: Vielfalt und Dynamik sind zum einen gegenwärtige gesellschaftliche Befunde, die es gegen autoritäre Abgrenzungsimpulse zu verteidigen gilt. Zum anderen sind sie allerdings auch in historischer und kulturvergleichender Perspektive – das ergeben unsere Forschungen immer wieder – überhaupt keine Ausnahme, sondern vielmehr der Normalfall. Nichts ist und war gewöhnlicher (wenn man so will: normaler) als eine heterogene, vielschichtige und ständig sich wan-

delnde Gesellschaft. Unterschiedliche Menschen und Menschengruppen bewegen sich, treffen aufeinander, gehen miteinander um. Begegnung und Konflikt sind dabei zwei grundlegende Muster dieser Dynamik, die nicht nur titelgebend für unseren Forschungsschwerpunkt sind, sondern auch inhaltlich als heuristische Kategorien unsere Arbeit strukturieren. Verschiedene Effekte sind dabei möglich: aggressive Zuspitzungen bis hin zu Gewalt und Krieg ebenso wie die Entstehung von Neuem und Überraschendem. Wie auch immer, wir haben es hier mit einem stetigen, nie abgeschlossenen Prozess zu tun. Jeder Versuch, Gesellschaft als stabil zu beschreiben oder einzelne Elemente in eindeutig „eigen“ oder „fremd“, gar „richtig“ oder „falsch“ zu klassifizieren greift entschieden zu kurz, geht an der Sache vorbei.

An zwei konkreten Beispielen möchte ich Ihnen die Auflösung vermeintlicher Eindeutigkeiten demonstrieren, wie sie sich in unseren Forschungen zeigt. Ich bediene mich dabei im Tiroler Nahbereich und bleibe dabei zunächst noch einmal beim Thema Tracht. Dies ist das Buch „Lebendige Tracht in Tirol“ der Innsbrucker Nationalsozialistin Gertrud Pesendorfer. Sie war in den Jahren 1939 bis 1945 die Leiterin der sogenannten „Mittelstelle Deutsche Tracht“ im heutigen Volkskunstmuseum. Die in ihrem Buch dargestellten Entwürfe gelten bis heute – hier bei der Abnahme des so genannten volkskulturellen Leistungsabzeichens vor zwei Jahren – die Entwürfe gelten als so genannte „erneuerte Volkstrachten“ und werden in den Gruppen und Verbänden als typisch und original tirolerisch gehandelt – um nicht zu sagen: verehrt. Jüngere Forschungen zeigen jedoch, dass Pesendorfers Entwürfe sehr freie, geradezu willkürliche Interpretationen vorgefundener älterer Modelle waren. Sie setzten sich in vielen Fällen deutlich von älteren Schnitten ab und orientierten sich an der damals aktuellen Dirndlmode und damit an zeitgenössischen städtischen, bairischen, auch salzburgerischen Trends, ganz sicherlich jedoch nicht primär oder gar ausschließlich an althergebrachten tirolerischen. Das vermeintlich Eigene erscheint hier also mitnichten als nur eigen oder gar „pur“. Es ist vielmehr das Produkt vielfältiger Dynamiken, Übernahmen und Veränderungen. Das Eigene ist durchzogen von Momenten des Fremden und des Neuen. Nicht nur der Begriff, sondern auch das gesamte Konzept von „Reinheit“ o.ä. wäre nicht haltbar und führte unmittelbar ins Leere. Was wir tatsächlich beobachten sind Hybride in schier endloser Variation.

Die umgekehrte Denkfigur, die im Resultat aber auf denselben Befund des Abschieds von Kategorien der Reinheit oder Eindeutigkeit – zumindest als kulturwissenschaftlich sinnvolle – hinausläuft, die umgekehrte Denkfigur also zeigt sich bei einem Motiv der Telfer Fastnacht, dem Schleicherlaufen, meinem zweiten Beispiel. Die hier abgebildeten Figuren gehören der Gruppe der Laninger an, sie spielt in der Telfer Fastnacht eine wichtige Rolle und ist seit Anfang des 19. Jahrhunderts fester Bestandteil des Spiels. Sie verweist auf die Gruppe der Jenischen, einem Teil der marginalisierten mitteleuropäischen Armutsgesellschaft seit der frühen Neuzeit.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass die Jenischen – bedingt durch Armut und Mobilität – unter einen soziographisch-polizeilichen Zigeunerbegriff subsumiert wurden. Teilweise wurden sie auch mit Merkmalen der Fremdheit ausgestattet. Diese wurden auch den Roma zugeschrieben. So vermischte sich in der Telfer Fastnacht zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Inszenierung von Laningern und so genannten Zigeunern oftmals undifferen-

ziert zum Bild EINER marginalisierten und zugleich exotisierten Gruppe. Dieses Deutungsmuster ist bis heute wirksam, erkennbar an bestimmten Merkmalen hier etwa der Ohrringe oder bunter Stoffe. Überdeutlich ist in diesem speziellen Fall natürlich auch das cross-gender-Moment, das zusätzlich für Verfremdung sorgt. Bezeichnend dabei ist, dass sich hier das Publikum wiederlich amüsiert, während es sich über das Grüß-Göttin-Schild an der Autobahn bei Kufstein ebenso weidlich empört. Aber das wäre ein anderes Thema. Zurück zu den Laningern: Neben aller pittoresken Ornamentik prägt hier ein ganzes Wahrnehmungsprogramm der Devianz, der Fremdheit, der Asozialität, der Mobilität und der Nicht-Zugehörigkeit das Bild dieser Gruppe. Die Erkenntnis, dass es sich bei den Laningern eben nicht um irgendwelche Fremde exotischer Provenienz, sondern um Tiroler z.B. aus dem Oberinntal handelt, in jedem Fall jedoch um mitteleuropäische Gruppierungen, all das gerät dabei manchmal fast aus dem Blick. Das Fremde ist durchzogen von Eigenem. Allgemeiner gesprochen: Verfremdung und Entfremdung fungieren als Abwehrgestus und überdecken soziokulturelle Realitäten.

Der Forschungsschwerpunkt Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte untersucht genau derartige Zusammenhänge. Die Zusammenarbeit von etwa 20 akademischen Disziplinen haben wir in thematische und methodische Bereiche gegliedert, Sie sehen diese hier visualisiert, oder auch in dem ausgeteilten Faltblatt. Die Kreissegmente repräsentieren vier inhaltliche Schwerpunktsetzungen – so genannte Forschungsfelder – und vier methodische bzw. theoretische Querschnittsinteressen – so genannte Laboratorien. Die Forschungszentren, die sich gleich selbst vorstellen werden, sind mit dieser Struktur zwar nicht deckungsgleich, aber doch eng verknüpft.

Zunächst allerdings möchte ich noch auf eine Besonderheit unseres Forschungsschwerpunktes hinweisen, nämlich die Stiftungsprofessur für Interkulturelle Kommunikations- und Risikoforschung, die uns seit zwei Jahren in der Person von Gilles Reckinger bereichert und verstärkt. Die Fragen nach Begegnung und Konflikt, nach eigen und fremd, nach Zugehörigkeit und Ausgrenzung beschäftigen uns nämlich nicht nur in Tirol, im Herzen Europas sozusagen, sondern weit darüber hinaus. So auch an der europäischen Außengrenze. Sie ist ja in diesen Wochen ein Schauplatz dramatischen Ringens um Fragen des Zugangs und der Zugehörigkeit. Doch nicht nur momentan, sondern schon seit geraumer Zeit ist sie ein Ort der Begegnung und des Konflikts, lange bevor sie in den Fokus der medialen Aufmerksamkeit rückte.

Gilles Reckinger: Migration und Aufmerksamkeitsökonomien

Als Stiftungsprofessor für interkulturelle Kommunikations- und Risikoforschung beschäftige ich mich seit geraumer Zeit mit der Bedeutung der Migration für die Inselbevölkerung von Lampedusa.

Von Lampedusa spricht zur Zeit niemand, und man könnte annehmen, dass dort, seit der Fokus der Medien auf der sogenannten „Balkanroute“ liegt, keine Bootsflüchtlinge mehr

ankommen. In den letzten Monaten erreichten jedoch wie zuvor etwa 130.000 Migrant_innen Lampedusa und die angrenzenden Inseln.

Es ist das Ergebnis medialer, öffentlicher und politischer Aufmerksamkeitsökonomien: wenn ein Bootsunglück oder ein krisenartiges Ereignis zu vermelden ist, richten die Medien die Schlaglichter auf die europäische Außengrenze – und wenden sich ebenso schnell wieder ab, dem nächsten Schauplatz zu.

Diese Kurzfristigkeit der Aufmerksamkeit formt die öffentliche Wahrnehmung – mit weitreichenden Konsequenzen: Gerade aktuell sehen wir, dass der öffentliche Diskurs über Flucht und Migration – zusammengefasst unter dem Begriff der „Flüchtlingskrise“ – in Kategorien des „Notstands“ stattfindet. Und das, obwohl die Flucht hunderttausender Menschen vor gewaltsamen Konflikten und Bürgerkriegen in Folge der politischen Umbrüche in mehreren nordafrikanischen, subsaharischen und südasiatischen Ländern bereits seit mehreren Jahren andauert.

Die aktuelle Zuspitzung resultiert aus der jahrzehntelangen Ausrichtung europäischer Migrationspolitiken auf die Militarisierung und Sicherung der Außengrenzen anstatt auf sichere Migrationswege und koordinierte Aufnahme von international Schutzbedürftigen aus Kriegsgebieten.

Gerade der alarmistische Diskurs der „Krise“ führt dazu, dass politische Entscheidungen auf kurzfristige „Krisen“bewältigung ausgelegt werden. Dass auch diese Krisenpolitik bereits zu einer Kontinuität geworden ist, auch dafür ist Lampedusa ein Laborbeispiel: Das Erstaufnahmehaus auf Lampedusa ist seit seiner Errichtung in den 1990er Jahren Schauplatz politischer Inszenierungen. So folgte etwa 2009 auf monatelange Überbelegung, weil man AsylwerberInnen nicht zur Durchführung des Verfahrens auf das Festland verlegt hatte, die Schließung des Lagers. Als dann in Folge der Revolution in Tunesien 2011 Tausende Menschen ankamen, entstand der nächste Ausnahmezustand, weil die Menschen am Hafen statt im stillgelegten Flüchtlingslager schlafen mussten.

Damit soll nicht die Dringlichkeit der aktuellen Situation relativiert werden. Ich möchte damit im Gegenteil aufzeigen, dass angesichts der wiederkehrenden humanitären Katastrophen im Mittelmeer der Notstand längst zu einem Dauerzustand geworden ist.

Die europäischen Migrationspolitiken, ebenso wie die italienische Innenpolitik, haben die faktische Realität der Migration jahrelang verkannt. Welche Folgen aber Politiken haben, die auf Abwehr und Ausgrenzung anstatt auf Integration von MigrantInnen gerichtet sind, wird an meinem aktuellen ethnographischen Forschungsprojekt deutlich.

Was Sie hier sehen, sind Hütten vor den Toren des Flüchtlingslagers Pian del Lago in Sizilien, eines der Zentren, in die die Bootsmigrant_innen aus Lampedusa verlegt werden, um ihren Asylantrag zu stellen. Weil es bei weitem zu wenige Plätze für die Unterbringung von Asylwerber_innen gibt, müssen diejenigen, die keinen Platz finden, monatelang in improvisierten Zelten unter der Autobahnbrücke ohne jegliche Unterstützung auf Einlass warten.

Migranten und Migrantinnen, auch anerkannte Flüchtlinge sind durch die Gesetzgebung in Italien während der ersten fünf Jahre ihres Aufenthalts von Sozialleistungen ausgeschlossen, sie haben aber das Recht auf Beschäftigung. In der Praxis stehen ihnen aber in struktur-

schwachen Regionen mit hoher Arbeitslosigkeit meistens nur extrem prekarierte Tätigkeiten offen.

Tausende arbeiten als Tagelöhner in der Landwirtschaft, mit einem monatlichen Verdienst von 100 bis 300 Euro – nicht nur in Kalabrien, sondern auch in Südtirol, wo wir im Zuge eines laufenden Projektes in Kooperation mit der Universität Bozen unter anderen wirtschaftlichen Vorzeichen ähnliche Effekte beobachten konnten. In diesem Slum in der Nähe der Stadt Rosarno in Kalabrien leben in den Wintermonaten 2.000 Arbeiter.

Diese Lebensbedingungen werden aktuell in der im Forschungsschwerpunkt entstandenen Wanderausstellung *Bitter Oranges*, die an mehreren Orten in Europa, im Senegal und Kanada gezeigt wird, einem breiten Publikum zugänglich gemacht.

Es geht dabei einerseits um das Verstehen der Wege der Bootsflüchtlinge auf die Obstplantagen in Süditalien und um ihre Arbeits- und Lebensbedingungen auf der Mikroebene und aus ihrer Perspektive. Und andererseits um die Zusammenhänge zwischen Flucht, Migration und Arbeitsmärkten. Die Wanderausstellung kann die Konsumenten und Konsumentinnen, die Zivilgesellschaft und die Politik für die Notwendigkeit verknüpfenden Denkens sensibilisieren und einen Beitrag dazu leisten, die Unsichtbarkeit und Sprachlosigkeit der Migranten und Migrantinnen zu brechen. Damit ist ein wichtiger Transfer akademischer Arbeit zur Öffentlichkeit realisiert.

Timo Heimerdinger: Überleitung zu KiK

Genau hinzuschauen, sich nicht vorschnellen Kategorisierungen hinzugeben und der Schnellatmigkeit medialer Konjunkturen einen historisch informierte, empirisch fundierte und begrifflich präzise Sicht entgegenzustellen, ist eines unserer zentralen Anliegen und auch Arbeitsergebnis. Wir streben nach einem differenzierten und genauen Blick auf gesellschaftliche Verhältnisse, die in jedem Fall als vielschichtig, wandelbar und heterogen erscheinen. Auch dies mag ein Grund dafür sein, dass die jüngst veröffentlichten „Charta zur gesellschaftlichen Vielfalt“ der Universität Innsbruck ihre – zumindest digitale – Heimat auf unserer Internetseite gefunden hat. Die Universität bekennt sich dort explizit zu einer pluralen Gesellschaft, ich zitiere: „Vielfalt und Veränderung sieht sie (die Uni Innsbruck) als Quelle des Austauschs, der Erneuerung und der Kreativität an.“ Dementsprechend sei die Beförderung von Dialog und die Entwicklung eines vertieften Verständnisses dieser gesellschaftlichen Dynamiken eine besondere Aufgabe. Dies ist natürlich ein zivilgesellschaftliches Anliegen, das uns alle betrifft und angeht, wir als Forschungsschwerpunkt möchten dazu gerne einen wissenschaftlichen Beitrag leisten. Neben kultur- und sozialwissenschaftlich ausgerichteten Arbeiten wie die von Gilles Reckinger haben auch solche hier einen festen Platz, die sich mit ästhetischen Fragestellungen und solchen der Kunstproduktion befassen, etwa in der Literaturwissenschaft. Das Forschungszentrum Kulturen in Kontakt bearbeitet Mechanismen, Produkte und Effekte der literarischen und sprachlichen Grenzüberschreitung.

Birgit Mertz-Baumgartner: Kulturen in Kontakt

„Kulturen in Kontakt“ ist ein Forschungsverbund der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät, der seit 10 Jahren produktiv ist. Wir finden innerhalb des Forschungsschwerpunkts ein ideales Arbeitsumfeld vor und haben mit dem jüngsten FZ „Migration und Globalisierung“, das morgen gesondert vorgestellt wird, einen neuen, interessanten historisch und sozialwissenschaftlich Dialogpartner bekommen.

Womit beschäftigen wir uns? Allgemein formuliert, untersuchen wir kulturelle Kontaktsituationen und ihre medialen (d.h. literarischen, filmischen, fotografischen) Gestaltungsweisen. Im Zentrum des Interesses stehen:

- die Migrationsliteraturen oder transkulturellen Literaturen
- literarische Texte und Filme aus bi- und mehrkulturellen Räumen (wie Südtirol). Als Beispiel sei das FWF-Projekt zum zeitgenössischen Autor Joseph Zoderer angeführt, das am Institut für Germanistik und am Brenner-Archiv angesiedelt ist und sich zum Ziel setzt, das lyrische und erzählerische Werk Zoderers von seinem ‚regionalen‘ Etikett („Südtirol“) zu befreien und die Universalität der von ihm verhandelten Themen (z.B. plurale Identitäten, Mehrsprachigkeit, etc.) deutlich zu machen.
- Auch wir beschäftigen uns mit dem Mittelmeerraum, der sich – wie schon Fernand Braudel deutlich gemacht hat – in einem historischen Längsschnitt betrachtet, als ambivalenter Raum von Begegnung *und* Konflikt zeigt. Mit einer besonderen Form der Begegnung im Mittelmeerraum setzt sich das amerikanistische FWF-Projekt ESCAPE auseinander: ESCAPE steht für „European Slaves: Christians in African Pirate Encounters“ und beschäftigt sich mit frühneuzeitlichen Erzählungen, die von in Nordafrika versklavten Europäern verfasst wurden. Dabei gilt das Hauptaugenmerk dem Genre: der Captivity Narrative.
- Die Linguisten unter uns widmen sich der Mehrsprachigkeitsforschung, wie z.B. das germanistische ÖNB-Projekt „Verknüpfte Analyse von Mehrsprachigkeiten am Beispiel der Universität Salzburg (VAMUS)“ stehen soll. Neu ist die verknüpfte Untersuchung von innerer und äußerer Mehrsprachigkeit, wobei unter ‚innerer Mehrsprachigkeit‘ die dialektalen Varianten des Deutschen verstanden werden.

Neben diesen an einzelnen Instituten angesiedelten Forschungsprojekten zielt KIK darauf ab, zumindest im zweijährlichen Rhythmus eine gemeinsame Forschungsinitiative zu setzen, um die Zusammenarbeit über die Einzelphilologien hinaus zu stärken. Die jüngste davon – „Lyrik transkulturell“ – möchte ich ihnen kurz vorstellen. Es handelt sich um eine internationale Tagung, die im Januar 2015 in Innsbruck stattfand und an der 30 Referent_innen aus 8 europäischen Ländern teilnahmen. Organisiert wurde die Konferenz von vier KIK-Mitarbeiter_innen aus der Germanistik, Romanistik, Slawistik und Vergleichenden Literaturwissenschaft, eine Fächervielfalt, die sich auch in den Vortragsthemen spiegelte. Aus der Interdisziplinarität ergab sich eine neue, höchst fruchtbare Forschungsperspektive auf das transkulturelle Schreiben, das bislang – paradoxer Weise –

vorrangig innerhalb einzelner Nationalphilologien (deutsch-türkische L., Mexican-American L.) verhandelt wurde.

Damit Sie eine Vorstellung eines solchen transkulturellen lyrischen Schreibens bekommen, habe ich ein Gedicht von Gina Valdés ausgewählt, das sich aufgrund seiner Einfachheit und Kürze unmittelbar erschließt und das thematisch zu meinem Vorredner und zu den Grenzregimen zurück führt:

<i>Soy de aquí</i>	<i>crecí zurda</i>
<i>y soy de allá</i>	<i>y norteadada</i>
<i>from here</i>	<i>cruzando fron</i>
<i>and from there</i>	<i>teras crossing</i>
<i>born in L.A.</i>	<i>San Andreas</i>
<i>del otro lado</i>	<i>tartamuda y mareada</i>
<i>y de éste</i>	<i>where you from?</i>
<i>crecí en L.A.</i>	<i>soy de aquí</i>
<i>y en Ensenada</i>	<i>y soy de allá</i>
<i>my mouth</i>	<i>I didn't build</i>
<i>still tastes</i>	<i>this border</i>
<i>of naranjas</i>	<i>that halts me</i>
<i>con chile</i>	<i>the word fron</i>
<i>soy del sur</i>	<i>tera splits</i>
<i>y del norte</i>	<i>on my tongue.</i>

Auffällig ist zunächst

- die binäre Opposition als Gestaltungsmerkmal, vor allem im ersten Teil des Gedichts: here/there, Los Angeles/Ensenada; sur/norte, etc.
- die Präsenz eines lyrischen Ichs, das sich jenseits dieser Binarität setzt und für sich eine Mehrfachzugehörigkeit reklamiert.
- diese identitäre Selbstsicht spiegelt sich in der Mehrsprachigkeit des Textes, eine Mehrsprachigkeit, die vielfältig realisiert wird: zu Beginn als Übersetzung (aquí/allá – here/there), im Verlauf jedoch in für die mehrsprachige Praxis typischen Verlaufsformen: „my mouth still tastes of naranjas“; die zunächst abgegrenzten spanischen und englischen Verszeilen laufen zusehends ineinander, die Grenze wird zur Kontaktzone.

Dass Grenzziehung und Grenzüberschreitung das eigentliche Thema des Gedichts sind, wird spätestens im zweiten Teil des Gedichts deutlich: „Cruzando fron/teras crossing“ – diese Verszeile zeigt, wie über den Einsatz des Übersetzens das Übersetzen, der Grenzgang thematisiert wird, verdeutlicht durch eine (mehr-sprachige) Kreuzstellung. Das Ausstellen der Grenze als Geste der Grenzziehung, aber auch die Verschiebbarkeit derselben spiegelt sich

im markant gesetzten Enjambement von *fron/tera*, in dem sich Trennung und Überschreiten gleichermaßen fixiert. „FRONTERA SPLITS ON MY TONGUE“

Timo Heimerdinger: Überleitung zu Theologie

Wo Grenzen überschritten werden geht es also nicht nur um Konflikte und Verhandlungen der Zugehörigkeit, sondern auch um die Öffnung des Raumes für neue Möglichkeiten und Variationen menschlicher Produktivität. Gleichwohl geht das geisteswissenschaftliche Streben über die Details menschlichen Kulturschaffens auch weit hinaus, im Versuch beispielsweise, etwas davon einzufangen, was an den Grenzen des menschlichen Bewusstseins und der menschlichen Erkenntnismöglichkeit, zumindest der rationalen, liegt. Auch zwei theologisch ausgerichtete Forschungszentren arbeiten in unserem Schwerpunkt, sie stellen sich jetzt gemeinsam vor: das Zentrum „Religion – Gewalt – Kommunikation – Weltordnung“ und das Forschungszentrum „Synagoge und Kirchen“. Zunächst hat Roman Siebenrock das Wort, der zugleich als Sprecher des Beirates gemeinsam mit mir den Forschungsschwerpunkt leitet.

Roman Siebenrock: Religion – Gewalt – Kommunikation – Weltordnung

Unser Forschungszentrum prägt aus einer mehr als 25jährigen Tradition ein Standbein und eine Spielbein. Das Standbein ist die Zusammenarbeit zwischen systematischen und praktischen TheologInnen zu gemeinsam ausgewählten Themen. Von dieser Ausrichtung sind die beiden Untergruppen „Dramatische Theologie“ und „Kommunikative Theologie“ geprägt, die eigene Projekte realisieren. Als „Spielbein“ bezeichne ich den Beitrag zum Forschungsschwerpunkt, der sich nicht allein in der Frage nach den „Dynamiken der Ordnung“ ausdrückt.

Aus unserer Arbeit der letzten Jahre greife ich das Thema auf: „Kairologie / Zeichen der Zeit“. Unter diesem Stichwort hat das Zweite Vatikanische Konzil in den 60er gefragt, welche signifikanten Entwicklungen unsere Gegenwart bestimmen. Arbeitsmigration, Kriege, ökonomische begründete Bevölkerungsveränderungen konnten schon damals als anhaltende Herausforderung in einer globalisierten Menschheitsgeschichte ausgemacht werden. Was TheologInnen auf die mögliche Gegenwart Gottes hin befragen, um so auch den politisch-gesellschaftlichen Ort des kirchlichen Handelns zu bestimmen, kann für alle von Bedeutung werden: Welchen Herausforderungen und Dynamiken können und dürfen wir nicht ausweichen, weil sie uns auf Dauer bedrängen werden; und zwar in doppelter Hinsicht: als Sorge und als Hoffnung. Vor allem Kollege Christian Bauer, verweist in diesem Zusammenhang auf jene fremden, jene „Anders-Orte“, die Foucault „Heterotopien“ genannt hat. In ihnen wird eine andere Ordnung der Dinge sichtbar, vielleicht eine mögliche andere Zukunft.

In den Forschungsschwerpunkt „Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte“ bringen das Zentrum unter kulturtheoretischer Rücksicht Erkenntnisse aus der Mimetischen Theorie

René Girards ein. Er verstarb am 4.11. und war Ehrendoktor unserer Universität. Raymund Schwager hat im Gespräch mit ihm jene dramatische Theologie entwickelt, die sich zentral mit Fragen von Gesellschaft, Gewalt und Religion auseinandersetzt. Die weltweit diskutierte Theorie Girards, deren europäisches „Denkzentrum“ an unserer Fakultät ist (Niewiadomski, Palaver, Wandinger), geht davon aus, dass unsere normalen Ordnungen in den verschiedensten sozialen Gruppen darauf beruht, dass das rivalisierende Begehren zwischen den Menschen dadurch kanalisiert wird, dass die inneren Konflikte auf Sündenböcke abgeschoben werden, die dann als schuldig ausgestoßen, und in allen Formen „geopfert“ werden. Das Eigene und das Fremde, wie eingangs Timo eindrücklich veranschaulichte, Wir und Ihr, alle gegen einen, etc. spiegeln dieses Muster seit jeher, auch heute unter uns.

Die Arbeit in den letzten Jahren konnte erstmals Einblick in den frühen Briefwechsel von Girard und Schwager nehmen. Zwei Einsichten seien kurz genannt: In der eigenen dogmengeschichtlichen Tradition, die immer auch Ausschluss und Stigmatisierung bedeutete meldet sich dennoch immer wieder die Aufgabe, die Wahrheit der Ausgestoßenen zu integrieren und so zu bewahren.

Das Verhältnis der Theologie zu den Humanwissenschaften, das im FSP von Bedeutung werden kann, liegt vor allem darin, dass sich die Theologie einer „normativen Vorgabe“ verpflichtet weiß. Daher muss sie ausdrücklich nach „Gerechtigkeit“ und somit „guter Ordnung“ fragen. Deshalb analysiert sie nicht nur Formen des „Friedens durch Versöhnung, bzw. Vergebung“, sondern versucht solche auch „zeichenhaft“ zu verwirklichen.

Dies ist auch das zentrale Anliegen der zweiten prägenden Gruppe im Forschungszentrum, der „Kommunikativen Theologie“, die vom emeritierten Kollegen Matthias Scharer initiiert worden ist. Hier wird ein theologisches Modell entwickelt, das interdisziplinär humanwissenschaftliche Erkenntnisse zu integrieren sucht, sowie Lehre und Forschung in einer „Multiperspektivität“ entwickelt. Folglich kann nicht „über Dialog“ oder „über Lernen“ nur gesprochen werden. Es müssen vielmehr Prozesse in Gang gesetzt werden, an denen die ForscherInnen sich beteiligen, um aus dieser Teilhabe in methodischer Distanz Erkenntnisse zu gewinnen.

In allen Bildungsprozessen müssen wir immer mit den sich immer wieder eröffnenden Möglichkeiten und den Zwängen der Vorgaben und Kontexte umgehen. Martina Kraml nennt das den Umgang mit „Kontingenz“. Dem zu begegnen, was wir letztlich nicht im Griff haben, zeichnet die Kunst von Leitung und Begleitung in diesen Kontexten aus.

Aus dem längeren Engagement im Dialog mit Muslimen (seit dem Minarettbau in Telfs vor über 10 Jahren) hat diese Gruppe wesentlich dazu beigetragen, dass heute eine wissenschaftliche Ausbildung muslimischer ReligionslehrerInnen in Innsbruck möglich ist. Daraus entsteht eine selbstverständliche Zusammenarbeit, im gleichen Haus, ja auf dem gleichen Stockwerk. Ein neues, vom Land Tirol gefördertes Projekt, wird sich dem interreligiösen und interkulturellen Lernen in den Schulen des Landes widmen.

Doch seit letztem Wochenende erscheint mir unser Szenario als Makulatur. Papst Franziskus sprach das Wort schon in Sarajewo im letzten Jahr aus. Präsident Hollande begann seine Rede in Versailles am Montag mit den Worten: „Frankreich ist im Krieg“. Er bat offiziell nach den Verträgen von Lissabon die anderen europäischen Staaten um Beistand, weil

Frankreich militärisch angegriffen worden ist. Was bedeutet dies? Theologie, Bildung und Universität im Krieg? Darauf werden wir alle eine Antwort finden müssen. Weichen wir der Frage, die uns diese Stunde stellt, nicht aus.

Andreas Vonach: Synagoge und Kirchen

Wenn auch das Forschungszentrum „Synagoge und Kirchen“ vor allem die Schnittstelle zwischen Juden- und Christentum in Geschichte und Gegenwart thematisiert, dann tun wir das dennoch nicht im freien Raum, sondern diese Begegnung und auch Abgrenzung von Judentum und Christentum fand immer in einem mehrdimensionalen Begegnungs- und Aktivitätsraum statt und tut dies bis heute. Daher sind wir auch in laufenden Diskussionen um Kulturbegrenzungen und Kulturkonflikte aktiv und beteiligen uns auch aus unserer Fachperspektive an den aktuellen Diskussionen des Forschungsschwerpunktes.

Ich möchte heute an einigen Schlaglichtern aus der historisch orientierten Exegese des Alten Testaments aufzeigen, wie Momente aus dem Leben des Alten Israel Impulse für unsere Zeit und unsere Probleme zu geben vermögen.

Ein erstes Schlaglicht ist die Einrichtung von Asylstädten:

Jos 20,7–9a: „Man wählte also Kedesch [...] aus, ferner Sichem [...] und Kirjat Arba, das ist Hebron, im Gebirge Juda. Jenseits des Jordan bestimmte man Bezer [...], Ramot in Gilead [...] und Golan [...]. Das waren die Asylstädte für die Israeliten und für die Fremden, die sich bei ihnen aufhielten.“

Diese sechs Städte boten Verfolgten Menschen Schutz, und zwar dezidiert unabhängig davon, ob es sich dabei um einheimische oder fremde Schutzsuchende handelt. Das Schutz gewährende Asyl galt jedenfalls und sofort. Wer als Schutz Suchender in eine dieser Städte kam und sich meldete, hatte Asylstatus, automatisch.

Ein zweites Schlaglicht stellen Verordnungen des Fremdenrechts dar:

„Denn ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Ägypten herausgeführt hat“

Dieser Satz wird in den Schriften der Tora mehrfach refrainartig wiederholt und zeigt Israels Selbstverständnis als nicht autochthones Volk im eigenen Land, dessen Identität stark von seiner Vergangenheit als Fremden und Flüchtlingen geprägt ist. Aus diesem Bewusstsein heraus, dass die Frage, was „Heimat“ und „Einheimisch“ bedeutet, eine relative ist, formulierte Israel beachtenswerte Fremdengesetze. So heißt es beispielsweise in Lev 19:

Lev 19,33 f.: „Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben wie dich selbst. Denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen.“

Mit der starken Formulierung „Du sollst den Fremden lieben wie dich selbst“ ist eigentlich alles gesagt. Das heißt, man soll einem Fremden nichts tun, was man als Widerfahrnis an sich selbst nicht will und man soll ihn so behandeln, wie man selbst behandelt werden will. Der Umgang mit dem Fremden soll der gleiche sein wie mit sich selbst.

Das sind klare und beachtenswerte Ansagen.

Schließlich möchte ich zum Abschluss noch einen Abschnitt aus dem Buch Rut gegen den Strich lesen, um ein Beispiel vorzuführen, wo Integration praktisch selbstverständlich gelebt wird. In Rut 1,1–4 lesen wir:

„Zu der Zeit, als die Richter richteten, kam eine Hungersnot über das Land. Da zog ein Mann mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen aus Betlehem in Juda fort, um sich als Fremder im Grünland von Moab niederzulassen. Der Mann hieß Elimelech, seine Frau Noomi, und die beiden Söhne hießen Machlon und Kiljon. Sie waren Efratiter aus Betlehem in Juda. Als sie im Grünland Moabs ankamen, blieben sie dort. Elimelech, der Mann Noomis, starb, und sie blieb mit ihren beiden Söhnen zurück. Diese nahmen sich moabitische Frauen, Orpa und Rut, und so wohnten sie dort etwa 10 Jahre lang.“

Aus der Perspektive von Orpa und Rut gelesen, könnte diese Abschnitt schlicht wie folgt lauten: Zwei moabitische junge Frauen heiraten in ihrer Heimat zwei israelitische Wirtschaftsflüchtlinge, und zwar ganz selbstverständlich.

Mit solchen und ähnlichen Impulsen bringt sich das Forschungszentrum Synagoge und Kirchen in die Debatten des Forschungsschwerpunktes Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte ein.

Timo Heimerdinger: Überleitung zu Dimensionen des Literaturtransfers

Die Überschreitung von Sprach- und Raumgrenzen findet ihre Entsprechung in der Überschreitung und Transformation von Genregrenzen. Der Beweglichkeit von Menschen entspricht die Fluidität von Texten, Motiven und Konstellationen – sowohl in zeitlicher wie in formaler oder stilistischer Hinsicht. Eine moderne, diese Verschiebungen und Verwandlungen beachtende Literaturwissenschaft kann sich nicht mehr ausschließlich auf bestimmte Formate, Genres oder kanonisch definierte Textkorpora beziehen, sondern muss umfassender kontextualisieren und damit kulturwissenschaftlich vorgehen. Das Forschungszentrum „Dimensionen des Literaturtransfers“ – vormals: „Literaturvermittlung“ – tut genau dies.

Thomas Wegmann: Dimensionen des Literaturtransfers: Übertragung, Vermittlung, Rezeption

Unser Forschungszentrum ist interdisziplinär aufgestellt, seine Mitglieder rekrutieren sich aus der Germanistik, dem Brenner-Archiv, der Translationswissenschaft und aus verschiedenen fremdsprachigen Philologien. Dabei widmen wir uns Dimensionen des Literaturtransfers und den ihnen zugrundeliegenden Praktiken der Übertragung, Vermittlung und Rezeption. Aus diesen resultieren beispielsweise Editionen und Übersetzungen, Literaturkritiken und Dichterporträts, Verfilmungen literarischer Vorlagen ebenso wie ihre Umsetzung in Graphic Novels oder auch Prozesse der Archivierung und Kanonisierung. Literatur wird somit nicht als statisches Gebilde untersucht, sondern als ein vielschichtiger Prozess, als ein Bündel verschiedener Praktiken: von der Produktion über die Vermittlung und Präsentation bis hin zu

Rezeption und Verarbeitung. Der bewusst gewählte Begriff der „Übertragung“ eröffnet uns dabei einen breiteren Spielraum, indem er etwa einer Literaturverfilmung höhere Eigenständigkeit gegenüber der literarischen Vorlage zubilligt und zugleich die Möglichkeit einer wörtlichen Übersetzung sowohl einzubeziehen als auch zu problematisieren vermag. Übertragungen finden im Feld des Literarischen häufig statt, denken Sie nur an Schriftsteller-Interviews in Zeitungen und Zeitschriften, bei denen ein mündlich geführtes Gespräch mit einem Autor transkribiert wird und sich stets die Frage stellt, welche Eigenschaften der mündlichen Rede in die Schriftfassung eingehen können und sollen (dialektale Färbungen, Wortwiederholungen, Stammeln etc.).

Wie Literaturtransfer vonstattengehen kann, möchte ich Ihnen aber an einem anderen Beispiel illustrieren, nämlich an der Ringvorlesung „Dante heute: Von den Bildenden Künsten zum Tanztheater“ aus dem Sommersemester 2015. Initiiert, konzipiert und organisiert wurde sie von zwei Kolleginnen aus der Romanistik, von Gerhild Fuchs und Sabine Schrader. Sie ist nicht nur ein Musterbeispiel für eine forschungsgestützte Lehre, sondern auch für die interdisziplinäre Kooperation verschiedener FZ-Mitglieder – von der Romanistik über die Translationswissenschaft bis zum Brenner-Archiv – mit auswärtigen Experten. Ausgangspunkt der Ringvorlesung war ein kanonisches Stück Weltliteratur: Dantes *Göttliche Komödie*. Darin berichtet der Dichter von seiner Wanderung durch die drei Reiche des Jenseits: Hölle, Fegefeuer und Paradies. „Das ist der Mann, der in der Hölle war“, sollen die Mütter in Verona zu ihren Kindern gesagt haben, wenn Dante Alighieri ihnen auf der Straße begegnete. Auch wenn das heute etwas anders gesehen wird, hat der Stoff offenbar nichts von seinem Reiz verloren – im Gegenteil. Denn es steht außer Frage, dass sich Dante in den letzten 25 Jahren einer neuen Beliebtheit erfreut – nicht zuletzt in den verschiedenen Gegenwartskünsten vom Tanztheater über Literatur und Bildende Kunst bis zum Comic. Ein breites Spektrum solcher Beispiele wurde in der Ringvorlesung von Fachleuten aufgezeigt und aus einer medien- und kulturwissenschaftlichen Perspektive beleuchtet, um etwa ihre narrativen und ästhetischen Beziehungen zur Vorlage, den Charakter ihrer medialen Transformationen oder ihre ökonomischen Rahmenbedingungen näher zu untersuchen. Im Fokus stand nicht zuletzt das Aufeinandertreffen von Tradition und Gegenwart, von Kanon und Pop. Das wiederum wirft die Frage auf: Handelt es sich hier um die Begegnung zweier konfligierender Kulturen, der so genannten Hochkultur und der Popkultur? Oder ist das nicht ein Gegensatz der ewig Gestrigen, der sich längst in einer einzigen, modernen und offenen Kultur aufgelöst hat? So könnte man meinen. Doch liest man beispielsweise die Nachrufe auf den aus Print, Funk und Fernsehen bekannten, kürzlich verstorbenen Literaturkritiker Hellmuth Karasek, wird man eines Besseren belehrt. In ihnen mischte sich unter die Bewunderung immer auch das Unbehagen, warum sich so ein kluger Mann nur ins Fernsehen begeben hatte. Zuletzt rezensierte er gar den *IKEA*-Katalog. „Eine Brücke“, schrieb *Der Tagesspiegel* anlässlich des Todes von Karasek, habe er geschlagen, eine Brücke „zwischen Hochkultur und Unterhaltungsbedürfnis.“ Hier also die Kultur, dort das Bedürfnis, dazwischen ein Graben. In zwei Kulturen sei Karasek zu Hause gewesen, schrieb auch die *Süddeutsche Zeitung*, in der elitären Abendlandkultur und der neuen, weltoffenen Popkultur. Und das war freundlich gemeint. Was also: eine Kultur oder zwei Kulturen? Um es mit den keineswegs diplomatisch gemeinten Wor-

ten von Thomas Bernhard zu sagen: „Es stimmt ja immer zugleich alles und nichts.“ Will sagen: ohne die traditionelle Kluft zwischen E und U wäre die Dante-Ringvorlesung nicht so bemerkenswert. Gleichzeitig sind aber die Zeiten vorbei, in denen nur „Schmuddelkinder“ Comics lasen. Stattdessen handelt es sich bei der Frage um eine jener Aporien, auf die Geistes-, Kultur- und Gesellschaftswissenschaften immer wieder stoßen. Als Aporien hat der französische Philosoph Jacques Derrida logische Probleme bestimmt, die sich weder verdrängen noch lösen, sondern lediglich umkreisen und immer wieder neu bearbeiten lassen. Genau das zu tun, ist ein Teil unserer Forschung.

Timo Heimerdinger: Abschluss

Die Probleme beständig zu umkreisen und zu bearbeiten, wenn sie schon nicht gelöst werden können, ist dabei weit mehr als eine Not- oder Verlegenheitslösung, es ist der Schwerpunkt unserer Arbeit. Diese Aufklärungsflüge dienen genau dieser: der Aufklärung, dem Verstehen. Eine Kollege hat einmal gesagt uns interessiert es nicht in erster Linie, einen Streit zu schlichten, sondern zu verstehen, wie genau er funktioniert und warum er weiterläuft. Allein damit wäre schon viel gewonnen – weil verstanden.

In diesem Sinne sehen wir uns einem primär aufklärerischen Imperativ verpflichtet. Natürlich würden wir gerne sofort die großen Menschheitsprobleme lösen, doch wir wären naiv, wenn wir dies für so einfach hielten. Und eigentlich sind wir uns auch sicher: die Nichtlösbarkeit mancher Fragen klar zu erkennen und anzuerkennen und sie trotzdem immer weiter zu bearbeiten ist schon ein großer Schritt hin auf ihre Bewältigung. „Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen“ hat Albert Camus einmal geschrieben und damit sicherlich eine Wirklichkeit gemeint, die sowohl in den Bibliotheken wie den Labors dieser Universität anzutreffen ist. In diesem Sinne freuen wir uns jetzt auf eine gemeinsame Diskussion mit Ihnen, vielen Dank.